

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 72.

Posen, den 17. September 1927.

Nr. 72.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstrasse 5.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brodtkorf.

15. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Arne war vor der Tür, die der Junge ihm bezeichnet hatte, stehen geblieben und bemühte sich, eines Gefühles von Beklemmung Herr zu werden. Er begriff nicht, wie Doktor Merz in diesem Hotel wohnen könnte; dann schoß es ihm durch den Kopf, daß der Doktor vielleicht in Geldverlegenheit wäre, und die fünfzehn Dollar, an deren Rückzahlung er während der letzten Wochen kaum gedacht hatte, fielen wie eine Last auf seine Seele. Einer der Italiener, die Arne vorhin im Gespräche mit dem Portier beobachtet hatte, kam langsam die Treppe hinauf. Er war ein junger, stutzerhaft gekleideter Bursche mit blanken Kohlenaugen, deren Ausdruck man es immer anmerkte, daß ihr Besitzer im Notfalle vor keiner Gewalttat zurückschrecken würde. Ueber seine linke Wange lief eine Narbe, die von einer Schnittwunde herrühren mußte und dem Gesichte des Burschen etwas Unheimliches, Verzerrtes und Brutales verlieh.

Seine blanken Augen ruhten unverwandt auf Arne, während dieser sich der Zimmertür des Doktors näherte. Arne pochte entschlossen an die Tür. Die Stimme von Doktor Merz förderte zum Eintreten auf, und gleich darauf wurde von innen ein Riegel zurückgeschoben.

Die Gestalt des Doktors erschien auf der Schwelle. Sein bartloses, von dem glatten Schädel gekröntes Gesicht mit den grauen Brillengläsern erinnerte in der schwachen, rötlichen Beleuchtung des Korridors so lebhaft an einen Totenschädel, daß Arne unwillkürlich zurückprallte. Doktor Merz lächelte, als er Arne erkannte, mit einem Ausdrucke von überraschter Herzlichkeit, und Arne erschrak ein wenig vor der Doppelreihe starker, regelmäßiger Zähne, die zwischen blutlosen Lippen sichtbar wurden.

„Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß ich vor etwa fünf Minuten daran gedacht habe, Sie aufzusuchen,“ sagte er. „Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich während dieser letzten Wochen zu wenig um Sie gekümmert hätte.“

Er forderte Arne durch eine Handbewegung zum Eintreten auf.

„Wie haben Sie übrigens meine Adresse erfahren?“

„Durch Fräulein de Boor!“ sagte Arne und freute sich darüber, daß die Frage des andern ihm Gelegenheit bot, Melisses Namen auszusprechen.

Doktor Merz blieb gleichgültig. „So — so,“ meinte er, während seine Brillengläser einen Augenblick fest auf Arnes Gesicht gerichtet waren und dann wieder abirrten. „Ja — ich erinnere mich, daß ich Fräulein de Boor seinerzeit meine Adresse nannte. Sie war damals in Not, und ich hielt es für möglich, daß sie einmal ganz plötzlich der Hilfe eines Freundes bedürfen könnte. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Vester? — Es ist freilich nicht übermäßig einladend bei mir, wie Sie sehen.“

Er schob einen Stoß von Zeitungen und Zeitschriften zur Seite, um einen Stuhl für seinen Besucher freizumachen.

Das Zimmer war mit schäbiger Eleganz ausgestattet und bot außer einer Fülle gedruckten Materials nichts dar, was auf den Charakter seines Bewohners irgendwelche besonderen Schlüsse hätte ziehen lassen. In einer Ecke stand der abgestoßene und verschrämte Schrankkoffer des Doktors; in der anderen ein primitiver Schreibtisch, auf dem sich Stöße von Briefen häuften. Eine aufgeschlagene illustrierte Zeitschrift lag neben den Briefen.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?“ fragte Doktor Merz. „Sie sehen aus der Unordnung ringsum, wie tief ich in der Arbeit stecke und wie wenig ich Ihren Besuch erwartet hatte.“

Arne entzündete dankend eine der angebotenen Zigaretten und erkundigte sich, ob der Doktor nunmehr in Neuyork doch ein befriedigendes Arbeitsfeld gefunden habe.

„Auf alle Fälle ein Feld, das nicht ganz leicht zu beackern ist,“ meinte Doktor Merz. Ob er sich hier eine Praxis zu gründen denke?

Der Doktor lächelte wieder. Er hatte eine Zigarette zu drehen begonnen, und Arne fiel es auf, wie schlank und blutlos seine Finger waren.

„Jedenfalls keine Praxis, die sich damit befaßt, die Krankheiten des Körpers zu heilen,“ sagte er.

Arne schwieg. Eine seltsame Scheu hinderte ihn daran, noch weitere Fragen zu stellen. Er mußte wieder an Melisse denken. In einer der Zeitungen, die der Doktor vorhin mit einer hastigen Bewegung vom Stuhle geschoben hatte, hatte er vorn auf der ersten Seite Melisses Bild zu sehen geglaubt.

„Und Sie selber?“ erkundigte sich Doktor Merz. „Oh —“ Arne machte eine Handbewegung, als wollte er damit den Gedanken an sich selber weit von sich schieben. „Es sind die üblichen Enttäuschungen der ersten Monate.“

„Enttäuschungen, weswegen?“

Arne zuckte die Achseln.

„Sie sagten damals, daß Ihnen Brot und Arbeit genügen würden, um zu leben.“ fuhr Doktor Merz fort. „Haben Sie augenblicklich nicht beides?“

Arne spürte den leisen Vorwurf in seiner Stimme und errötete. „Soll ich den Posten eines Nachwächters in einer Brooklyner Fabrik als beneidenswert ansehen?“ fragte er.

„Vielleicht gibt es in der Tat manch einen, der Sie um diesen Posten beneiden würde.“

„Meinetwegen. Aber von mir selbst wird niemand verlangen können, daß ich auf die Dauer.“

Er unterbrach sich, weil er ein Lächeln auffing, das um die Mundwinkel des Doktors huschte. „Man will doch vorwärts!“ murmelte er, unsicher werdend. „Und das Seltsame ist, daß man hier alle Dinge in erreichbarer Nähe vor sich sieht und doch nicht die Kraft findet, zuzugreifen. Daß man gewissermaßen immer eine Kette mit sich am Fuße herumschleppt.“

„In welchem Sinne vorwärts?“ fragte Doktor Merz und legte die Zigarette, die er soeben gedreht hatte, neben sich auf den Schreibtisch. Er schien Arnes letzte Worte überhört zu haben. Arne blinnte ihn verwundert an.

„Ich meine, es gibt ein Vorwärts nach außen und ein Vorwärts nach innen,“ sagte Doktor Merz.

Jetzt lächelte Arne, denn der Doktor kam ihm in diesem Augenblick auf irgendeine Weise armselig und mitteleiderregend vor.

„Sie haben sich verändert,“ sagte Doktor Merz und richtete seine grauen Brillengläser auf das Fenster, hinter dem ärmliche, mit Geschäftsplakaten beklebte Häuser durch Regenschleier schimmerten. Dem Fenster gerade gegenüber öffnete sich eine Straße der Chinesenstadt, in deren Hintergründe trotz der frühen Nachmittagsstunde farbige Laternen zu glühen begannen. Es war Arne, als ob der Doktor es mit Absicht vermied, ihn anzusehen. — Weswegen sollte er sich übrigens verändert haben? Weil er nicht mehr so zahm und demütig war wie am Anfange? Weil er von der Kette an seinem Fuße gesprochen hatte? — Oder weil er es wagte, seine Hände nach Melisse de Boor auszustrecken?

Arnes Augen glitten wieder zu den Zeitungen auf dem Schreibtische. Er war nicht imstande, zu erkennen, ob das Bild auf der ersten Seite wirklich Melisse darstellte. Aber schon die Möglichkeit, daß es so wäre, hatte etwas Erregendes. Der Doktor verfolgte also Melisses Reise aus den Zeitungen — das verriet auf alle Fälle ein starkes Interesse für Melisse. Welcher Art aber mochte dieses Interesse, für das Arne ja auch anderweitige Belege genug besaß, in Wirklichkeit sein? —

„In welchem Sinne verändert?“ fragte Arne, halb unbewußt des anderen Frage von vorn parodierend.

Doktor Merz riß seine Augen von den Laternen des Chinesenviertels los. „Sie sind weniger ausgeglichen als damals auf dem Schiffe,“ sagte er langsam. „Sie sind hungriger — begehrlischer, möchte ich sagen. Sie jagen Phantomen nach, die doch immer Phantome bleiben müssen.“ Er machte eine unwillkürliche Wendung nach dem Schreibtische zu.

Arne verstand, was er sagen wollte, und fühlte gleichzeitig wieder die Welle von Haß, die sein Herz mit heißem, unerträglich starkem Druck zusammenpreßte. Ein rätselhafter Drang, den anderen aus seiner Ruhe zu scheuchen und bis aufs Blut zu verletzen, übermannte ihn.

„Sprechen Sie von Fräulein de Boor?“ fragte er und freute sich über den ruhigen und beherrschten Klang seiner Stimme.

Ueber das Gesicht von Doktor Merz lief bei der Nennung des Namens ein Zucken. Seine Mundwinkel bewegten sich; es erweckte den Eindruck eines schmerzlichen Lächelns, das sofort wieder verschwand. „Ja — ich spreche von Fräulein de Boor!“ erwiderte er, und seine Stimme klang nicht so ruhig wie diejenige Arnes. „Es ist allerdings nicht meine Absicht gewesen, ihren Namen zu nennen. — Nun jedoch, da Sie ihn selbst nennen.“ Er zögerte eine Sekunde und fuhr dann langsam und mit Nachdruck fort: „Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen, Herr Bester!“

„Warum? Wovor?“

„Sie stehen im Begriffe, sich an Fräulein de Boor zu verlieren!“ Er sprach in einem nachsichtigen und väterlichen Tone, der Arne erbitterte.

„Ich glaube nicht, daß ich im Begriffe stehe, mich zu verlieren. — Ich liebe Fräulein de Boor und glaube mich wiedergeliebt. Ist das ein Verbrechen?“

„Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob etwas ein Verbrechen ist oder nicht.“ Das Gesicht des Doktors schien noch um eine Schattierung bleicher geworden zu sein. Er griff wieder nach der Zigarette, tat, als wollte er sie anzünden und ließ es dann doch.

„Sie wissen natürlich, daß Fräulein de Boor Athertons Geliebte ist?“ fragte er plötzlich.

Arne nickte. In den Worten des anderen lag etwas so Beklemmendes, daß er nicht zu antworten vermochte.

„Wissen Sie, daß Fräulein de Boor Atherton haßt, obwohl sie seine Geliebte ist?“ fragte Doktor Merz weiter.

Nein, das hatte Arne nicht gewußt. Und doch erschien es ihm in diesem Augenblicke klar und einleuchtend wie die natürlichste Sache von der Welt.

Doktor Merz stand auf, holte die Zeitungen vom Schreibtische und hielt sie Arne entgegen. Es war in der Tat Melisses Bild, das sich auf der ersten Seite befand. Melisse in einem extravaganten Kleide; sie hatte ihr Haar abgeschnitten und trug einen Bubenkopf nach neuester Pariser Art, mit in die Stirne gekämmten Locken, die ihr Gesicht verjüngten und ihm einen seltsam frivolen Reiz verliehen. Sie lächelte das stereotype Lächeln der amerikanischen Schönheiten, unter dem ihre Züge sonderbar fremd und leer erschienen.

„Fräulein de Boor hat in der Tat hervorragende Erfolge auf ihrer Reise zu verzeichnen gehabt,“ sagte Doktor Merz. „Ihr Name beginnt bereits mit demjenigen von Atherton zusammen genannt zu werden. Das ist auf alle Fälle die beste Reklame.“

Um seine Mundwinkel lief wieder das kurze schmerzliche Zucken. Er griff mit einer zögernden Handbewegung nach den Blättern und raffte sie wieder zusammen. „Im Grunde,“ fuhr er langsamer fort, und man fühlte an der ganzen Art seiner Redeweise, daß er jedes seiner Worte prüfte, bevor er es aussprach, „— im Grunde bietet das Schicksal von Fräulein de Boor an sich keine sonderlich originellen Züge dar. Es ist letzten Endes uralt. Es hat sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern zugetragen. Ein Mann kauft eine Frau — nun ja. Er kauft sie halb gegen ihren Willen, weil eine unnatürliche Macht in ihm sich eine unnatürliche Schwäche in ihr zunutze machen kann. — Das Originelle liegt eigentlich nur in der Persönlichkeit von Fräulein de Boor. Sie ist kein Triebmensch — nein, sie ist intelligent und ehrgeizig, und ich glaube nicht, daß man sie ungestraft beleidigen dürfte. — Aber eben deswegen fürchte ich für sie.“

„Was fürchten Sie?“ fragte Arne und lauschte dem unterdrückten Schrei einer Frauenstimme, der in einem der Nebenzimmer lebendig wurde und dem ein lauter italienischer Fluch folgte. Die ganze Trostlosigkeit des Ortes, an dem er sich befand, kam ihm in diesem Augenblicke zum Bewußtsein und schnürte ihm die Kehle wie mit stählernen Bändern zusammen.

„Was fürchten Sie?“ wiederholte er mühsam, als der Doktor keine Antwort gab, sondern seine leeren Blicke auf die ferneren, farbigen Laternen gerichtet hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Abend auf dem Lande.

Von Margarete Wolff-Meher.

Feierabend. . . Arbeitsstille . . .
Am Himmel erblaffen des Tages Farben.
Letztes Sonnenleuchten wirft Feuerfarben
aus Wolken gemöbltem Tor.
Ueber Moor
und Wiesen erste, leise Nebel gleiten.
Ein Storch mit schwingenbreitem
Fluge zum Neste kehrt. Eines Käuzchen Schrei
ruft klagend die Nacht herbei.
Aus dem Dorfe einer Blechharmonika Klänge
in den Schloßgarten herüberdrönen, als länge
ein vergeßlicher Alter stückweis ein Lieb
von fernem Jüngling und verwehrt Lieb!
Der Mond tropft Licht in grünumbegte Gänge,
breitet über der Veranda rot Rosengehänge
mit dem Glanzes Schleier.
Vom alten Weiber
der Frösche Gequak wie weltlich im Nebel liegt.
Aus den Fenstern Klavier- und Cellospiel wiegt
und spinnt um die Kronen hundertjähriger Bäume
längst toter Meister erlebte nremige Träume.

August von Berlepsch.

Bum 50. Todestage des großen Landwirts und Bienenzüchters
(17. September 1927).

Von Professor Dr. C. Fries (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Das Geschlecht der von Berlepsch weist Landwirte, Staatsmänner, auch Künstler auf, und besonders der ehemaligen preussische Handelsminister Hans Hermann von Berlepsch ist wegen seiner edlen, wahrhaft vornehmen Gesinnung in bester Erinnerung. Heute sei, an seinem fünfzigsten Todestage, dem Baron August von Berlepsch ein Wort des Gedankens gewidmet, der auf einem besonderen Gebiete der deutschen Landwirtschaft und auch der entomologischen Wissenschaft beträchtliche Dienste geleistet hat. Er war einer der hervorragendsten deutschen Bienenzüchter und hat auch literarisch auf diesem Felde viel gearbeitet. Am 28. Juni 1818 zu Seebach bei Langensalza geboren, studierte er in Greifswald und München Theologie, übernahm aber, kaum zwanzigjährig, schon die Bewirtschaftung des Gutes Seebach. Hier widmete er sich mit besonderem Eifer der Imkerei, die er durch großzügige Pflege und neue Erfindungen wesentlich gefördert hat. Er erzählte selbst, daß er schon als Kind den Bienen zugeschaut habe. Er entließ dem beaufsichtigenden Dienstmädchen und ging zu des Nachbarn Bienenstöcken. Wenn sie ihn dann holen wollte, stellte er sich mitten in den Schwarm und rief: „Krieg' mich doch, Krieg' mich doch!“ An seinem siebenten Geburtstag erhielt er schon den ersten Bienenstock, und mit zehn Jahren hatte er bereits deren vier! 1858 bezog er nach Gotha und schrieb da seine Werke über Bienenzucht. Er starb heute vor fünfzig Jahren in München.

Durch seine Beobachtungen und Erfahrungen gelang es ihm, die Theorie des berühmten schlesischen Bienenzüchters Johann Dzierzon zu erweitern. Dzierzon, im Hauptberuf katholischer Geistlicher, hatte 1845 die Bienenzucht mit beweglichen Waben eingeführt und auch näheres darüber veröffentlicht. Er erfaßte einen Wabenkasten, bei dem jede ausgebaute Wabe von den Seitenwänden des Stodes gelöst, mit einem Stäbchen herausgehoben, genau betrachtet und wieder eingesetzt werden konnte. August von Berlepsch verfeinerte diese Methode durch seine Rähmchen, die erst eine wirkliche Beweglichkeit der Waben herbeiführten. Er ist der eigentliche Erfinder des Mobilbaues in Deutschland; die „Berlepschkästen und -rähmchen“ fanden bald eine große Verbreitung und führten eine neue Epoche der gesamten Bienenzucht herbei. Auch über das Wesen und die Lebensweise der Bienen hat Berlepsch wichtige Forschungen angestellt und damit auf Vieles und andere Naturforscher anregend gewirkt. So gelang ihm der Nachweis, daß die unbefruchtete Königin auch Eier lege, aus denen aber nur männliche Bienen ausschlüpfen (Parthenogenese), während die befruchteten Eier nur weibliche Tiere ergeben, eine allgemein-biologisch sehr wertvolle und bedeutsame Feststellung. Seine Werke sind: „Die Biene und ihre Zucht in honigarmen Gegenden“, 1860 und 1878 in 8. Auflage in Mannheim erschienen, und „Die Bienenzucht nach ihrem rationalen Standpunkt“, 1921 in Berlin in 7. Auflage erschienen, von Eduard Anke bearbeitet. Auch die „Bienenzeitung“, das „Organ des Vereins Deutscher Bienenwirte“, später von Karl Varsch und Andreas Schmid herausgegeben, hatte Berlepsch 1857 begründet. Er schrieb da seine „Wpftischen Briefe“. Aus seiner theologischen Frühzeit aber stammt eine 1842 in Wien erschienene Schrift: „Anthropologiae Christianae dogmata“. Bedenkt man die volkswirtschaftliche Bedeutung der Imkerei, so wird man auch Berlepsch gerecht werden, dem es als dem Vordenker des Mobilbaues vorbehalten war, Deutschland auch auf diesem Gebiete eine führende Stellung zuzuwenden, und wenn die Methoden auch fortgeschritten sind, so ist er doch noch heute als der Bahnbrecher zu betrachten, der die gesamte Bienenzucht auf eine neue Grundlage stellte und die wirtschaftliche Ausbeutung der Honigbestände vervollkommnete. Wer in diesem Sommer etwa auf dem Lande Bienenenschwärme um die buntenfarbenen Stöcke fliegen sah oder den aromatischen Blütenhonig genoss, der muß auch in Dankbarkeit heute an den großen deutschen Meister der Bienenzucht (die der Römer Virgil schon zum Gegenstand einer besonderen Dichtung machte), an den Reformator unserer Imkerei, August von Berlepsch, denken!

Die Witwe.

Von Edith Nohe.

„Denkst du an etwas?“, fragte er und ging auf sie zu.
„Ja?“, nein. — Sie begegnete seinem forschenden Blick freimütig, aber dachte gleichgültig darüber nach, ob der Klang seiner Stimme wohl echt gewesen sei.
„Wie ist es eigentlich möglich, daß du immer so dasitzen kannst und an rein gar nichts denkst?“ fragte er etwas spezerend.
Sie lächelte und bemühte sich auch einen scherzenden Ton anzuschlagen.
„Nun ja“, das ist wohl auch nicht so buchstäblich zu nehmen, „das sind solche flüchtigen Dinge, die ich auch nicht immer festhalten kann, die mir zuweilen durch den Kopf gehen. Sowie man mich fragt, sind diese Gedanken zuweilen auch schon wieder fort“, jetzt kann ich mich z. B. entsinnen, daß ich an meinen Geburtstag dachte.
Er strich ihr sanft über's Haar und atmete befreit auf.
„Kind“, sagte er ganz leise, „du bist doch eine unverwundliche kleine Träumerin! Freust du dich denn auch wie ein Kind auf deinen Geburtstag?“

Das war wieder gut abgegangen. In Wirklichkeit hatte sie an ihren ersten Mann gedacht — und auch an ihren Geburtstag — wie er —

Mein, sie wollte sich nicht in diese Gedanken einsplünnen. In der nächsten Minute würde dann auch gleich wieder Einar vor ihr stehen, sie fixieren und fragen: „Woran denkst du nun schon wieder?“ Es war wirklich unrecht von ihm, dieses ewige Rechenschaftfordern. Hatte sie ihm nicht gesagt, wie sehr sie ihren ersten Mann geliebt hatte, wie glücklich sie gewesen seien? Er hatte sie beschworen, nie auf den andern eifersüchtig sein zu wollen. Er hatte ihr versprochen, nie mehr von ihr zu verlangen, als sie freiwillig geben wollte, nicht an der Liebe zu dem Toten zu rühren — und jetzt — jeden Gedanken forderte er als sein Recht, sein Besitztum.

„Woran denkst du?“ — er sah über seine Zeitung hinweg und ließ sie dann fallen.

Fast kindlich lächelte sie ihn an.

„Ich dachte wieder an meinen Geburtstag.“

Sie mochte Einar sehr gern. Er war rührend gut zu ihr. Er gönnte ihr jedes Vergnügen — sie durfte sogar mit andern tanzen. Da beugte sie den Kopf etwas herab. Raj hatte das nie geduldet — er war auf alle eifersüchtig gewesen, die sich ihr genähert hatten! Aber Einar war nur auf einen einzigen eifersüchtig. Auf den einen, der sich ihr nie wieder nähern konnte — auf Raj.

„Denkst du noch immer an deinen Geburtstag?“ Seine Stimme war schmeichlerisch weich, aber dennoch hörte sie den schwachen Klang des Mißtrauens daraus.

„Gerade eben dachte ich daran, was du mir wohl zum Geburtstag schenken wirst“, sagte sie lachend.

Triumphierend legte er ihr sein Geschenk in die feinen Hände. Eine Perlenkette.

„Nein, aber nein“ Einar, „du bist wahnsinnig“, diese kostbaren Perlen! Sie ließ die schimmernden Perlen durch ihre weißen Hände gleiten und schüttelte leicht den Kopf.

„Viel, viel zu viel, viel zu kostbar“, sagte sie.

Er zog sie sanft in seine Arme.

„Du dummes, liebes Geschöpf“, ich glaube fast, du hast Tränen in den Augen!

„Das ist viel zu viel, viel zu viel, Einar“, wiederholte sie krampfhaft und preßte eine Hand gegen ihr Herz, um nicht zu schreien.

Denn eine Perlenkette — aus Glas — oder Wachs — oder was es nun war — hatte Raj einmal um ihren Hals gelegt — an dem einzigen Geburtstag, den sie zusammen verlebt hatten — sie erinnerte sich dieses Tages — erinnerte sich ihrer großen ungetriebenen Freude — erinnerte sich seiner Zärtlichkeiten, seiner Hände — seiner geliebten, ewig entbehrten und ersehnten Hände.

„Nein“, sagte der andere da zu ihr mit einer Stimme, die ihr wie Gewissensbisse durchs Herz schnitten. „Du mußt wirklich nicht weinen vor Freude. Sieh mich an und sage mir, was du denkst!“

Sie blinnte auf.

„Daß du sehr, sehr gut bist“, flüsterte sie.

„Du bist also nicht enttäuscht über dein Geburtstagsgeschenk?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Und weißt du, wie ich erraten habe, daß du dich wahrscheinlich über eine Perlenkette sehr freuen würdest, sie dir wünschst?“ Wieder schüttelte sie den Kopf.

„Weil“, sagte er stolz, „weil du damals, als ich dich kennen lernte mit einer Kette aus unechten Perlen gingst, kannst du dich entsinnen?“

„Da nahm ich mir vor, dir eine echte Perlenkette zu schenken, denn du darfst dich nicht mit falschen Dingen schmücken! Jetzt brauchst du die alte ja nicht mehr zu tragen, kannst sie fortwerfen!“

Da lehnte sie ihr Gesicht gegen seine Schulter und fing an bitterlich zu weinen.

„Du kleines dummes Frauchen“, sagte er ganz zärtlich, was denkst du?

Sie dachte: „Ich habe sie beide so gern! Mein Herz ist falsch gegen den Lebenden und falsch gegen den Toten, was nützt es mir dann, daß meine Perlen echt sind“, ich muß mich für den einen oder den andern, für die echten oder die unechten Perlen entscheiden“, dann aber auch konsequent sein, nicht sentimental. Das Leben ist mächtiger als der Tod: und so kam es, daß sie sagte: „Ich denke an dich!“

Das Glizier des Lebens.

Von Gorenflot.

Es würde zu weit führen, wenn ich erzählen wollte, wie es kam, daß die Alte die Wäscherin hinabstürzte, wie tief der Graben war und wie der Retter hieß.

Raum hatte sich die alte Frau von der durch den Sturz verursachten Ohnmacht erholt, da drückte sie dankbar die Hand des Jünglings, beschenkte ihn mit einer Art von Mohr, welches sie als Stücken benutzte, und sagte ihm, daß er mit dem darin enthaltenen Balsam ein großes Vermögen erwerben könnte.

Der junge Mann lächelte ungläubig; aber wie er aus dem kausfälligen Häuschen herauskam und die auf dem Mohr eingeschriebene Inschrift las:

Balsam zur Wiedererweckung der Toten.

Ein einziger Tropfen genügt für jede Wiederbelebung.

wurde er nachdenklich, sein Skeptizismus erschütterte; zudem sollte sich die Alte auf Zauberkunststücke verstehen... Einen Versuch wollte er machen und ging auf den Friedhof zu. Untermwegs stieß er auf einen von hungrigen Fliegen besetzten Hundelababer; er verschmeckte sie und ließ einen Tropfen des kostbaren Balsams herabträufeln; der Hund schüttelte sich, sprang auf, sah den Jüngling mißtrauisch an, biß ihn in die Wade — vielleicht um ein Zeichen seiner Dankbarkeit zu hinterlassen — und floh.

„D wie zufrieden war unser Feld; nicht wegen des Bisses, aber wegen des erzielten Resultats! Er betrat den kleinen Friedhof. Unter mehreren anderen Gräbern waren zwei ganz neue; auf dem einen las man:

Dem besten Gatte
Die trostlose Witwe.

auf dem anderen:

Meinem guten Vater.

„Mein Glück ist gemacht,“ sagte der Jüngling, und entschlossen schritt er in die Stadt, dem Hause zu, wo die Witwe des besten Gatten wohnte.

„Signora, ich bringe Ihnen gute Nachricht,“ erklärte er lächelnd.

„Sprecht, Signor!“

„Ich besitze einen wundertätigen Balsam, welcher die Toten erweckt, und kann Ihren Gatten, den Sie so sehr liebten, ins Leben zurückrufen.“

„Mein armer Mann! Er war so lieb...“

„Denken Sie, daß er schon so gut wie lebt; über das Honorar werden wir erst sprechen, wenn die Wiedererweckung vollbracht ist.“

„Ja, aber...“

„Gegen Sie nicht den mindesten Zweifel; bis jetzt — es ist wahr — habe ich nur einen Hund erweckt; doch...“

„An Ihrem Balsam zweifle ich nicht; aber...“

„Der Preis wird nicht so hoch sein...“

„Es handelt sich nicht um den Preis, nur... da ich jung bin... Sie begreifen... ich kann nicht vereinsamt leben... ich stehe im Begriffe, mich wieder zu verloben...“

„Ihr Diener, Signora!“

Ohne Zeit zu verlieren, besuchte der Jüngling den Sohn des guten Vaters; aber auch dieser antwortete, daß der arme Mann schon alt, leidend und der Tod gleichsam ein Glück für ihn war; darum würde es eine Grausamkeit sein, ihn in dieses Kammertal zurückzurufen.

„Es ist besser — o, um vieles besser, ihn in Frieden ruhen zu lassen.“

Unser Jüngling verzagte nicht, wandte sich an die breite Deffentlichkeit und inserierte folgendes Angebot auf vier Seiten der Tagesblätter:

Große, staunenerregende Entdeckung!

Wunderbalsam! Ruft die Toten ins Leben zurück!

Garantierter Erfolg in Gegenwart der Interessenten!

Wiedererweckungstarif:

Vater, Sohn oder Gatte . . . 2000 Lire

Bruder, Schwester oder Gattin . . . 1000 Lire

Onkel oder Schwager . . . 500 Lire

Bei entfernten Verwandten und Freunden Honorar nach Vereinbarung.

Besondere Vergünstigungen bei Neubelebungen en bloc.

Ein Monat verging und auch nicht ein einziger Tropfen des Wunderbalsams wurde begehrt. Der Jüngling war höchst erstaunt und auch bestürzt; er hatte geglaubt, sich Vermögen und Namen erwerben zu können.

Er beschloß, neue Annoncen mit großer Preisermäßigung einzurufen; vielleicht hatte er zu hohe Honorare beansprucht. Er kam aber nicht zur Ausführung seiner Absicht, weil ihn gerade eine schöne Signora in tiefer Trauer aufsuchte.

„Entschuldigen Sie; Sie sind der Herr, welcher Tote ins Leben zurückruft?“ fragte sie mit melodischer Stimme.

„Gewiß! Bisher habe ich allerdings nur einen Hund ins Dasein zurückgerufen, aber zweifeln Sie nicht, daß ich innerhalb weniger Minuten Ihren Gatten oder einen anderen von Ihnen bekehrten Toten wiedererwecken kann.“

„Um aufrichtig zu sein: es handelt sich nicht um eine Wiedererweckung... Sehen Sie! Mein Gatte — ich spreche vom letzten — starb — der Vermittlung — vor acht Tagen; ich bin Erbin seines ganzen Vermögens; aber... ich kann offen mit Ihnen sprechen... es war dies eigentlich nicht sein Wille, und ich fürchte, daß seine Brüder mit dem Verlangen an Sie herantreten werden, ihn wieder zu erwecken, und ich bin gekommen, um Ihnen das Doppelte der von Ihnen geforderten Summe zu bieten, wenn Sie sich weigern, meinem mit heißen Tränen beweineten Gatten das Leben zurückzugeben.“

„Zahlen Sie mir also 400 Lire und seien Sie ganz ruhig; er wird tot bleiben bis zum Tage des Gerichts.“

Die schöne Witwe war kaum zur Tür hinaus, als ein eleganter Stutzer kam um das Dreifache der im Wiedererweckungstarif angegebenen Summe anzubieten, damit sein innigstgeliebter Onkel nicht noch einmal ins Leben zurückgerufen würde.

Nach diesen Erfahrungen andere; die Klienten regneten nur so ins Haus; es war eine Wolke. Und alle wollten, daß man die Toten in Ruhe ließe; sie zahlten gern jede Summe; nur sollten die Verstorbene um Gotteswillen nicht wieder lebendig gemacht werden.

Und der Balsam der Tote erweckt, ist noch so unbrauchbar wie möglich.

Allerlei Wissen.

Ein neues Werk von Anton Wildgans. Anton Wildgans hat ein neues Werk, ein Epos in zwölf Gesängen, vollendet, das den Titel führt: „Kirbisch, der Gendarm, die Schande und das Glück.“ Das Epos spielt in einem österreichischen Dorfe und schildert dessen Schicksal während des Krieges und in der Zeit des Zusammenbruchs. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine echt österreichische Figur, die Gestalt des Gendarmen Kirbisch.

Eine Gebirgskette in Rußland entdeckt. Eine russische wissenschaftliche Expedition... auf dem Kamir-Kochi-Plateau Unter-

suchungen anstellte, stieß auf eine bisher gänzlich unbekannte Gebirgskette, die jetzt offiziell in die Landkarte aufgenommen wurde. Außerdem wurden im nördlichen Teile von Kamir reiche Schätze an Eisenerz aufgefunden und neues wissenschaftliches Material über die Beschaffenheit der Transalaitgebirge gesammelt.

Fische, die als Parasiten leben. Zu der auf der niedersten Entwicklungsstufe stehenden Fischordnung der Mundmäuler gehört auch ein Fisch, der ein nahezu parasitisches Dasein führt. Es ist der Schleimfisch oder Jüger, ein kleiner, fast wie eine Schlange aussehender, etwa 25 Zentimeter langer Fisch mit verkümmerten Augen und einem großen, zum Saugen eingerichteten Mund; die Schleimfische sind auch dadurch merkwürdig, daß sie einen faserigen Schleim durch die Haut absondern. Trifft nun ein Schleimfisch auf einen größeren Fisch, so saugt er sich mit seinen scharfen Hornzähnen und seiner herausstülpbaren Mundhöhle an ihm fest und dringt dann immer tiefer in den Körper seines Wirtes ein, bis er ihn schließlich aufgefressen hat. Am meisten bedroht von den Schleimfischen sind die Större, Butten und Dorische, doch werden auch andere Fische von ihnen angegriffen.

Aus aller Welt.

Ein prähistorischer Riesenelefant.

Schon vor längerer Zeit wurden bei Rochester in der englischen Grafschaft Kent die Knochenreste eines riesigen Elefanten, der *„Elephas antiquus“* gefunden, dessen Alter auf annähernd 100 000 Jahre geschätzt wird. Das Tier ist größer als ein Mammut und übertrifft sogar das prähistorische amerikanische Mastodon um mehrere Fuß. Leider fehlen einige Knochen des Skeletts. Vorhanden sind drei Beine, die Becken und das Nackenat. Trotzdem ist das Skelett viel vollständiger als jedes andere bislang gefundene Exemplar dieser Riesenelefanten-Gattung mit ihren gerade gerichteten Stoßzähnen. Das Skelett ist jetzt nach mühsamer Arbeit im Naturwissenschaftlichen Museum zu South Kensington aufgestellt worden. Für die Wissenschaft ist der Fund von allergrößtem Wert.

Wieder Weltuntergang.

Nach der Sonnensinsternis hat nun England eine neue Sensation. Die Weltgloster ist unter den Briten aller Klassen bekanntlich sehr stark. Sie geben viel auf die Predigten ihrer Bischöfe und Geistlichen. Gegenwärtig bilden die Verkündigungen des sehr angesehenen englischen Geistlichen Rev. Robert Evans Bruce, Rektor von Letton, Herefordshire, den Gesprächsstoff. In seinen Kanzelreden behauptet er, daß die Welt im Jahre 1934 untergehen wird. Er sagt, daß die Menschheit dann, ganz plötzlich in der kurzen Zeit eines Augenblinzels in den Raum gewirbelt werden wird.

„Eingeborener“ — eine Beleidigung.

Bei einer Anfrage im englischen Unterhaus gebrachte der General Charteris (konservativ) mit Bezug auf einen Vorfall in Indien das Wort „Eingeborener“. Der Abgeordnete Lansbury (Arbeiterpartei) legte gegen diesen auf Indier bezüglichen Ausdruck Verwahrung ein und stellte fest, daß dieses Wort für die Bezeichnung indischer Untertanen durch einen Erlaß der Regierung selbst verboten sei. Der Sprecher des Unterhauses versprach, dafür zu sorgen, daß in Zukunft diese Redewendung mit Bezug auf indische Untertanen des britischen Reiches nicht mehr gebraucht werde.

Es ist bekannt, daß gerade die alten, exotischen Kulturböden in Asien das Wort „Eingeborener“ als eine schwere Beleidigung auffassen. Das ist auch ohne Zweifel ein richtiger Standpunkt, denn früher wurde von den Europäern und ganz besonders auch von den Engländern dieser Ausdruck zumeist in verächtlicher Weise angewandt. Indien oder zum Beispiel Persien haben eine uralte Kultur, auf die sie stolz sein können. Sie hätten daher zweifellos ebenso gut ein Recht von europäischen Eingeborenen zu reden.

Kanadische Einwanderer.

Die kanadische Regierung hat jetzt eine Verordnung herausgegeben, nach der alle Einwanderer nur nach einer ärztlichen Untersuchung und nach Ausstellung eines von kanadischen Medizinern unterzeichneten Gesundheitszeugnisses zugelassen werden. Bekanntlich ist auch die deutsche Einwanderung nach Kanada, insbesondere für Landwirte, Handwerker und Techniker freigegeben. Erwähnt mag werden, daß die Ausfichten zum Beispiel für Autoschlösser gut sind. England hat mit seiner Siedlungspolitik in Kanada im vielen Fällen schlechte Resultate erzielt, da die nach Kanada auf Kosten der Regierung beförderten Arbeitslosen vielfach die ihnen zugewiesenen Landpläze bald verließen und nach den Vereinigten Staaten überfiedelten, da sie dort, ohne schwere Vandalarbeit verrichten zu müssen, in anderen Berufen Arbeit finden können.

Fröhliche Ecke.

Die musikalische Nachbarschaft.

„Ich bin Klavierstimmer, gnädige Frau.“

„Ich habe Sie doch gar nicht bestellt!“

„Ne, Sie nicht, aber die Nachbarschaft hat zusammengelegt!“

Allerdings. Einem deutschen Professor für Rassenkunde, der in einem Pariser Restaurant zu Mittag speist, fiel das äußerst feine und zivilisierte Aussehen seines Tischnachbarn auf. „Verzeihen Sie die Frage“, wandte er sich verbindlich zu diesem. „Sie haben doch sicher europäisches Blut in Ihren Adern fließen?“ — „Gewiß“, erwiderte der Neger freundlich, „mein Großvater hat einen Europäer gegessen!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.